

JENS HACKE

Einführung

Liberalismus in der Zwischenkriegszeit. Thema, Begriff, Problemstellung

Historiker fühlen sich ja stets verpflichtet, ihrem jeweiligen Forschungsgegenstand eine besondere Aktualität zuzuschreiben. Für diejenigen, die sich mit dem Liberalismus ideengeschichtlich befassen, liegen ganz eigene Fallstricke bereit. Da kann man in Zeiten der Krise einer liberalen Partei zu hören bekommen, dass das eigene Thema nunmehr endlich das Kapitel einer abgeschlossenen Geschichte bezeichnet. Dem wäre zu entgegen, dass die Reduktion des Liberalismus auf seinen parteipolitischen Ausläufer unzureichend bleibt, zeichnet es doch nach Meinung vieler die liberalen Ideen vor allem aus, zu diffundieren und durch ihre Universalisierung den Modernisierungsprozess zu fördern. Mit anderen Worten: Wenn man genau hinschaut, entdeckt man das Liberale fast überall. Dass unablässig neue Essays als Plädoyers für einen zeitgenössischen Liberalismus erscheinen und gleichzeitig der Strom von Kritiken am Neoliberalismus nicht abreißt, beweist, wie wenig Einigkeit darüber herrscht, was der Liberalismus überhaupt noch ist, wie man ihn definieren könnte und wozu man ihn braucht.

Diese Orientierungsprobleme sind keineswegs neu. Jörn Leonhard spricht in seiner eindrucksvollen, international vergleichend vorgehenden Begriffsgeschichte des Liberalismus bereits von einer Aufhebung des Liberalismus als politischem Deutungsmuster. Dieser Befund deutete sich bereits in den Bemühungen vor dem Ersten Weltkrieg an, als Sozialliberale mit ihren Reformbestrebungen und Modernisierungsiniciativen eine konstruktive und aktive Rolle der Politik und des Staates forderten. Teile der Liberalen distanzieren sich vom sogenannten „Manchesterliberalismus“ und vom Selbstverständnis eines bürgerlichen Besitzstandsdenkens. Glücklicherweise ließ sich Leonhard selbst nicht davon abhalten, vor zwei Jahren eine Tagung zum Liberalismus im 20. Jahrhundert zu veranstalten und somit auch die Forschungen quasi nach seinem Ableben zu fördern. Denn spätestens nach dem Ende des Ersten Weltkrieges verliert sich die Einheit dessen, was man als Liberalismus bezeichnen könnte; es entsteht eine Pluralität von Appendixliberalismen – Wirtschaftsliberalismus, Sozialliberalismus, Neoliberalismus, Ordoliberalismus, Liberalkonservatismus usw.

Wenn wir nun auf das liberale Denken der Zwischenkriegszeit blicken (vor allem – wie sich ergeben hat – in der Weimarer Republik), dann hat es selten eine Epoche gegeben, in der der Liberalismus zugleich so starken Hoffnungen wie Anfeindungen ausgesetzt war. Die Hoffnungen bezogen sich auf die liberale Demokratie, auf eine versöhnende Außenpolitik, auf eine Zählung des Kapitalismus, auf die Leistungsfähigkeit eines Rechts- und Wohlfahrtsstaats, der zu verwirklichen strebte, wofür progressive Sozialliberale und Sozialdemokraten sich schon lange eingesetzt hatten. Immerhin war es ein liberaler Staatsrechtler wie Hugo Preuß, der maßgeblich für den Entwurf zur republikanischen Verfassung verantwortlich zeichnete, und es war die DDP als Partei des demokratischen Liberalismus, die bei den Wahlen zur Nationalversammlung über 18 Prozent der Stimmen erreichte. Andererseits traf den Liberalismus als Ideologie des Bürgertums der Vorwurf, für die Krisen und Probleme, die sich aus der Hinterlassenschaft des Weltkrieges ergaben, verantwortlich zu sein. Die neuen links- und rechtsradikalen politischen Massenbewegungen profilierten sich bekanntlich zuallererst als antiliberale Strömungen und trafen damit einen Nerv der Zeit. Die Beispiele für den vehementen Antiliberalismus dieser Zeit sind Legion, auch im bürgerlichen Lager. Carl Schmitts „Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus“ (1923) ist dafür vielleicht der prominenteste Beleg.¹ Schmitt ging es bekanntlich um zweierlei: Zum einen wollte er nachweisen, dass sich die von ihm identifizierten Grundprinzipien des Liberalismus (als Parlamentarismus) überlebt hätten: der Glaube an Öffentlichkeit und Diskussion. Öffentliche und parlamentarische Debatten waren weder in der Lage, „die Wahrheit“ zu ergründen, wie Schmitt seine Kritik polemisch akzentuierte, noch auch nur tragfähige politische Kompromisse hervorzubringen. Die Wirklichkeit werde stattdessen von unvereinbaren Klassengegensätzen geprägt, deren friedliche Beilegung durch den Austausch von Argumenten illusorisch sei. Zum anderen strebte er danach, Liberalismus und Demokratie auseinanderzuidividieren. Er privilegierte bekanntlich einen rousseauistischen Demokratiebegriff, der auf Homogenität abzielte und dem Pluralismus den Garaus machte. Demokratie war für ihn fortan nur noch vorstellbar als Massenakklamation einer starken Führung.

¹ Carl Schmitt: Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus, 8. Aufl., Nachdruck der 1926 erschienenen 2. Aufl., Berlin 1996.

Wie repräsentativ diese Schmittsche Lesart für ein verunsichertes, von Modernisierungssängsten gepeinigtes Bürgertum war, verdeutlicht die Anfälligkeit weiter liberaler Kreise für eine Wende zum Autoritären und für eine Abwendung vom Parlamentarismus. Alfred Webers Überlegungen zu einer oligarchischen Führerdemokratie“ unterstreichen diesen Trend ebenso wie die Parlamentarismusskepsis von Willy Hellpach oder Friedrich Meinecke, um nur einige prominente Beispiele zu nennen.² Allein in der DDP war das Meinungsspektrum, was man sich denn unter Demokratie vorzustellen hätte, sehr heterogen. Zwar stoßen wir auf viele Quellen, die wie selbstverständlich von liberaler Demokratie sprechen und damit die parlamentarische meinen, aber insgesamt ist doch der These von Edmund Fawcett zuzustimmen, dass die Zwischenkriegszeit sich in der Geschichte des Liberalismus als umkämpfte Etappe verstehen lässt, in der der Liberalismus erst auf dem Weg war, mit der Demokratie seinen Frieden zu schließen.³ Natürlich leuchtet der Stern von Intellektuellen wie Moritz Julius Bonn, Hans Kelsen oder Hermann Heller heute immer noch besonders hell, wenn sie immer wieder darauf verwiesen, dass die Demokratie eben nur als parlamentarische, pluralistische und repräsentative realisierbar sei. Aber darüber hinaus darf man nicht vergessen, dass dieser Demokratiebegriff – wie der Verfassungshistoriker Hans Boldt betont hat – hochumstritten war und mit einem halben Dutzend anderer Vorstellungen konkurrierte: Räte-demokratie, sozialistische Demokratie, nationale Demokratie, plebiszitäre Führerdemokratie, volksgemeinschaftliche Demokratie etc.⁴ Aus diesem Grund hilft die Dichotomie demokratisch/antidemokratisch, wie sie den verdienstvollen Forschungen von Kurt Sontheimer und Christoph Gusy zugrunde liegt, nicht immer weiter. Und auch die bedeutende Arbeit von Kathrin Groh, die ja in Verbindung zu Gusys Projekten steht, macht deutlich, dass der Bezeichnung „demokratische Staatslehrer“ schon eine normative Entscheidung der Autorin vorausgegangen ist.⁵

² Siehe Alfred Weber: Die Krise des modernen Staatsgedankens in Europa, Stuttgart 1925, S. 134-142; ders.: Das Ende der Demokratie. Ein Vortrag, Berlin 1931; Willy Hellpach, Parlements-dämmerung, in: Die Neue Rundschau 38 (1927), S. 337-349; Friedrich Meinecke: Einige Gedanken über Liberalismus (1927), in: ders., Politische Schriften und Reden (Werke, Bd. II), hg. von Georg Kotowski, Darmstadt 1979, 4. Aufl., S. 414-417.

³ Vgl. Edmund Fawcett: Liberalism. The life of an idea, Princeton u. a. 2014.

⁴ Hans Boldt: Demokratie in krisengeschüttelter Zeit, in: Christoph Gusy (Hg.), Demokratisches Denken in der Weimarer Republik, Baden-Baden 2000, S. 608-634.

⁵ Kurt Sontheimer: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München 1994, 4. Aufl.; Kathrin Groh: Demokrati-

Dies zeigt schon an, dass bei aller Objektivität, die sich der Historiker auferlegt, die Maßstäbe der Beurteilung den Forschungsgegenstand formen. Wenn die Forschungen zum Liberalismus meist im Schatten der Demokratieforschung stehen, ja man bisweilen den Eindruck hat, dass ideen-, institutionen- und kulturgeschichtliche Untersuchungen zur Demokratie ohne eine eigene Thematisierung von liberalen Ideen auskommen, so zeigt das aus meiner Sicht eine gewisse normative Reserviertheit an. Dass man für Demokratie und Demokratisierung eintritt, mag Ausweis bestimmter Überzeugungen sein. Wie diese Überzeugungen beschaffen sind, lässt sich aber nur im Rekurs auf leitende liberale Werte beschreiben, die sich freilich ebenso – nehmen wir den Weimarer Fall – in der Sozialdemokratie oder auch im Zentrum finden lassen. Insofern bleibt zu prüfen – und dies wird im 20. Jahrhundert immer schwieriger –, ob uns noch tragfähige Definitionen des Liberalismus zur Verfügung stehen: Orientieren wir uns an einem idealen liberalen Werteensemble, an einem bestimmten politischen Spektrum oder daran, was zu bestimmten Zeiten liberal genannt wurde?

Was einen Relaunch der Liberalismusforschung zur Zwischenkriegszeit so schwierig macht, ist aus historischer Sicht die Eindeutigkeit seiner politischen Niedergangsgeschichte. Es ist innovativ, Weimar als Laboratorium der Moderne, als Möglichkeitsraum mit offener Zukunft für die Zeitgenossen zu betrachten. Aber auch wenn man in Analogie zum Verfallshistoriker Edward Gibbon danach fragt, warum sich diese Demokratie überhaupt so lange halten konnte, kommt man nicht umhin, nach den Ursachen und Faktoren des Scheiterns zu fragen. Vielleicht hätte es an einigen Weggabelungen Überlebenschancen für die Weimarer Republik gegeben, aber wenn wir einen Blick auf den Liberalismus, der neben der Sozialdemokratie eine tragende Säule der ersten deutschen Demokratie war, werfen, kommen wir nicht umhin, dass die liberale Idee sich in der Krise befand, d.h. an Akzeptanz verlor. Das war im politischen Raum, aber auch im intellektuellen Feld überdeutlich sichtbar. Auch wer für die Zukunft des Liberalismus stritt, konnte nicht umhin, seine gegenwärtige ideelle und politische Krise zu problematisieren. Typischerweise endete die repräsentative europäische Liberalismusgeschichte des Croce-Schülers Guido de Ruggiero, die 1930 auf Deutsch erschien, mit

sche Staatsrechtslehrer in der Weimarer Republik. Von der konstitutionellen Staatsrechtslehre zur Theorie des modernen Verfassungsstaats, Tübingen 2010.

der gegenwärtigen Krise.⁶ Auch im Kreis von Lujo Brentano, bei Ludwig von Mises oder den späteren Ordoliberalen Walter Eucken, Alexander Rüstow oder Wilhelm Röpke ist die Beschäftigung mit dem Liberalismus ganz selbstverständlich ein Krisendiskurs, der sich wiederum als Streit der unterschiedlichen Strömungen des liberalen Denkens zu erkennen gab. Gleichwohl – und dies ist der interessante ideengeschichtliche Befund – waren die staatsrechtlichen und politiktheoretischen Debatten um die liberale Demokratie, den Parlamentarismus und die sozioökonomische Integration einer in Umwälzung begriffenen Industriegesellschaft auf einem derart hohen Niveau, dass sie weit über Weimar hinaus ausstrahlten. Auch deshalb interessieren sie uns noch heute.

Ihnen allen wird aufgefallen sein, dass unser Tagungsthema sowohl zeitlich als auch thematisch recht offen gehalten ist. Das ist unter anderem der Idee geschuldet, einen möglichst breiten Kreis von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit einem *Call for Papers* anzusprechen. Des Weiteren korrespondiert unser Vorhaben mit der bereits erwähnten, ebenfalls von der Stiftung durchgeführten Konferenz zum Liberalismus im 20. Jahrhundert, deren Erträge bereits veröffentlicht sind.⁷ Im Anschluss an diese Tagung entwickelte sich das Vorhaben, die Forschungsanstrengungen zu den epochalen Wandlungsprozessen des Liberalismus als Ideengeschichte zu intensivieren; ein nächstes Theodor-Heuss-Kolloquium wird sich 2016 mit dem Liberalismus seit den 1970er Jahren beschäftigen.

Selbstverständlich werden wir in diesen Tagen nicht alle Fragen ansprechen können, die unserem Tagungskonzept zugrunde liegen. Das ist bei sechs Vorträgen unmöglich. Die „Zwischenkriegszeit“ reduziert sich aufgrund der deutschen Perspektive in den meisten Referaten auf Weimar; die erwünschte Internationalisierung und Transnationalisierung der Liberalismusforschung findet sich jedoch in den Beiträgen von Marcus Gräser und Tim Müller. Und wir sind auch froh, dass wir Referenten zu zentralen liberalen Problemlagen etwa im Verhältnis von Staat und Wirtschaft (Kathrin Groh, Uwe Dathe) und zur politischen Bildung (Jacob Eder), einem Kernanliegen moderner liberaler Politik, gefunden haben. In eine Debatte um den Liberalismus zwischen den Weltkriegen gehörten gewiss die weitergeführten Diskussionen von deutschen Exilanten und natürlich die europäischen Diskurse angesichts der totalitären Regime und der

⁶ Guido de Ruggiero: Geschichte des Liberalismus in Europa, München 1930.

⁷ Anselm Doering-Manteuffel / Jörn Leonhard (Hg.): Liberalismus im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2015.

Kriegsgefahr in den 1930er Jahren. Es wäre kein Fehler, unser Tagungsgespräch auch im Blick auf diesen erweiterten Horizont zu führen.

Selbstproblematierungen, Reformideen, skeptische Rückzugsgefechte und schließlich die wehrhafte Selbstbehauptung gegen die Bedrohungen der Diktaturen – dies alles gehört zur Krisengeschichte des Liberalismus, der – wie Michael Freedon einmal äußerte – als eine „family with loose connections“ verstanden werden kann.⁸ Idealisten, Skeptiker, Kosmopoliten, Realisten – Liberale konnten vieles sein: Erben der Aufklärung wie des imperialen Zeitalters, progressive Modernisierer wie klassenbewusste Angehörige des Bürgertums, Advokaten des freien Marktes wie Verfechter des sozialen Ausgleichs und der Demokratisierung. Die Bruchlinien und die Heterogenität innerhalb des liberalen Denkens der 1920/30er Jahre machen es nahezu unmöglich, begriffliche und theoretische Klarheit zu gewinnen. Das steht jetzt schon fest. Aber es wäre bereits einiges gewonnen, das Denken und Handeln innerhalb des Liberalismus nicht nur im Hinblick auf Abwege und Versäumnisse, sondern auch in Gestalt der Neuerungen und des innovativen Potentials zu würdigen. Vorschnelle Analogien zur Gegenwart sind dabei mit Vorsicht zu genießen: Sowohl der Kapitalismus, die Demokratie als auch das Freiheitsverständnis verändern sich. Gerade deshalb kann eine Auseinandersetzung mit den intensiven Krisendebatten der damaligen Zeit unser Verständnis für historischen Wandel schärfen.

Es ist vermutlich die Gleichzeitigkeit eines Gefühls von Fremdheit und Nähe, die die Zeit der Weimarer Republik und ihres demokratischen Experiments so faszinierend macht: Fremdheit gegenüber einer politischen Kultur, die sich durch ihre politischen Konflikte in größtmöglicher Ferne zum überwiegend vorherrschenden Konsensliberalismus heutiger westlicher Gesellschaften zeigt; und Nähe dahingehend, dass bereits die Strukturen, Institutionen und Aushandlungsprozesse des Wohlfahrtsstaats sichtbar werden, an den die Bürger neue Erwartungen der Daseinsvorsorge richten. Die Faszination für diese bewegte Epoche besteht trivialerweise auch darin, wie wenig Zeit den Protagonisten blieb – gerade den Liberalen –, politische Programmatiken zu entwickeln, und wie schwer es für sie wurde, in einer sich stetig verschärfenden Wirtschafts-

⁸ Zur Diskussionsbemerkung von Michael Freedon siehe Tagungsbericht: Liberalismus im 20. Jahrhundert (Theodor-Heuss-Kolloquium 2013), 10.04.2013 – 12.04.2013 Esslingen, in: H-Soz-Kult, 03.06.2013, <<http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-4827>> [letzter Zugriff 22.04.2015]. Vgl. weiterhin Michael Freedon, Europäische Liberalismen, in: Merkur 65 (2011), S. 1028-1046.

und Staatskrise überhaupt Gehör zu finden. Moritz Julius Bonn sprach 1931 desillusioniert von einer „Empfindungskrise“, keiner „Gedankenkrise“⁹ – und wollte damit zum Ausdruck bringen, dass es die Umstände der politischen Radikalisierung waren, die die Stimme der politischen Vernunft nunmehr jede Resonanz versagten. So nachvollziehbar diese Auffassung ist: sie wirft ebenfalls die Frage auf, wo die Defizite und Fehler liberaler Politik in der sogenannte Massendemokratie lagen.

Ich möchte diese knappe Einleitung zu unserer Tagung nicht beschließen, ohne Ihnen allen auch im Namen von Ernst Wolfgang Becker, der diese Tagung ganz wesentlich mit konzipiert und dazu organisiert hat, für Ihr Kommen zu danken. Ich danke vor allem der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, namentlich ihrem Geschäftsführer Thomas Hertfelder, dass dieses Heuss-Kolloquium – unter angenehmsten Bedingungen – wieder ermöglicht worden ist. Schließlich wünsche ich Ihnen und uns zwei produktive Tage mit lebhaften Diskussionen, für die es ausreichend Raum geben sollte.

ZITATION:

Jens Hacke: Einführung. Liberalismus in der Zwischenkriegszeit. Thema, Begriff, Problemstellung, in: Heuss-Forum, Theodor-Heuss-Kolloquium 2015, URL: www.stiftung-heuss-haus.de/heuss-forum_thk2015_hacke.

⁹ Moritz Julius Bonn, Sinn und Bedeutung der amerikanischen Krise (1931), in: ders., Zur Krise der Demokratie. Politische Schriften in der Weimarer Republik 1919-1932, hg. von Jens Hacke, Berlin/Boston 2015, S. 291-302, hier S. 297.